

[**Home**](http://dasmagazin.ch) **»** [**Archiv**](http://dasmagazin.ch/index.php/archiv/) **»** [**2010-36**](http://dasmagazin.ch/index.php?issue=2010-36)

# Allein im Wald

Der berühmte Naturforscher Bernd Heinrich liebt Tiere - und meidet Menschen. Besuch in seiner Blockhütte in Maine

**11.09.2010 von** [**Mathias Plüss**](http://dasmagazin.ch/index.php/author/mathias-pluss/)

Eine Landschaft, wie man sie in der Schweiz nicht kennt: In allen Himmelsrichtungen bis an den Horizont nur Wald. Gipfel, Täler, Ebenen — alles ist von einem endlosen Teppich überzogen, die Farbe variiert vom Dunkelgrün der Tanne bis zum Gelblichgrün des Zuckerahorn. Mittendrin eine kleine Lichtung, dem Wald abgetrotzt und doch schon wieder halb überwuchert. Darauf ein freundliches Holzhaus, das Blechdach glänzt in der Sonne.

Camp Believe It, so nennt der amerikanische Biologe Bernd Heinrich scherzhaft seine selbst gebaute Blockhütte auf dem York Hill in den Wäldern von Maine, ganz im Nordosten der USA. Es ist weit mehr als ein Ferienhaus — die Hütte fungiert als Forschungsstation, Einsiedlerklause und Schreibstätte, sie ist Heinrichs Sehnsuchtsort und potenzieller Alterssitz. Er hat mich und meine Freundin für ein paar Tage hierher eingeladen, nachdem ich ihn für ein Interview angefragt hatte. Nun freut er sich sichtlich über den Besuch oder jedenfalls über das Bier, das wir mitgebracht haben: «Toll, es ist mir gerade ausgegangen!»

Wir setzen uns auf die Steine vor der Hütte und machen die ersten Dosen auf. Ich staune immer noch, dass man einen Menschen so unkompliziert kennenlernen kann, der zumindest in den USA nicht ganz unbekannt ist. Bernd Heinrich hat sich mit unkonventionellen Tierstudien einen Namen gemacht und ist heute sicher der renommierteste Rabenforscher der Welt. Die breitere Öffentlichkeit kennt ihn als Autor von populärwissenschaftlichen Büchern, von denen einige zu Bestsellern wurden. Heinrich ist ein glänzender Stilist; seine Naturbetrachtungen werden mit den Werken Thoreaus verglichen. Überdies geniesst er unter Langstreckenläufern Kultstatus — wegen seiner abermals unkonventionellen, aber höchst erfolgreichen Trainingsmethoden. Im Ultramarathonbereich hält er, mittlerweile 70, immer noch drei US-Rekorde, die er vor 25 Jahren erlaufen hat.

Wir grillieren Steaks, Bernd hat ein Feuer gemacht. Als Biologie-Professor an der Universität Vermont hat er höchste akademische Loorbeeren errungen, aber hier draussen wirkt er wie ein Pfadfinder. Man spürt es, und er sagt es später auch: Hier ist er zu Hause. Meist lebt er in Vermont mit seiner Frau und zwei halbwüchsigen Kindern, doch wann immer es geht, fährt Bernd die dreihundert Kilometer und wohnt für ein paar Tage auf Camp Believe It. Hier streift er durch die Wälder, jagt, beobachtet, macht Experimente; er fotografiert, er malt, er zeichnet, er schreibt.

Wie schafft er das alles? «Andere Leute verschwenden ihre Zeit mit Fernsehen oder mit Schwatzen», erklärt er. «Ich nicht.» Sein Alltag ist, wenn auch nicht durchgeplant, so doch hochgradig ökonomisiert: Geht er schlafen, so steigt er über die Treppe in den oberen Stock, und es ist augenblicklich still. Ob er überhaupt ein Pyjama hat? Ist er allein auf der Hütte, so wäscht er seine Kaffeetasse manchmal wochenlang nicht, und sein Essen besteht aus mehrfach rezykliertem Eintopf, den er täglich mit neuen Ingredienzen anreichert.

**Schöne Sumpfschwalben**
Bernd wirft ein paar Truthahnfedern aus; weiss der Teufel, woher er die hat. Man hat beobachtet, dass Sumpfschwalben, die hier brüten, wunderschöne Vögel mit weissem Bauch, schwarzem Schwanz und metallisch blau glänzendem Rücken, meist zahlreiche Federn in ihre Nester integrieren. Warum sie das tun, ist umstritten. Die Standarderklärung der Biologen lautet, die Federn dienten der Isolation des Nests. Bernd kann damit nichts anfangen: «Natürlich isolieren die Federn. Doch das heisst noch lange nicht, dass dies der Grund für das Sammeln ist.»

Bernd hat Dutzende von Sumpfschwalben-Nestern inspiziert. Dabei ist ihm aufgefallen, dass die meisten Federn weiss sind. «Es muss einen triftigen Grund dafür geben», sagt er. «Weisse Federn sind selten, und sie zu sammeln, kostet viel Zeit und Energie. Manchmal kämpfen die Männchen sogar um eine einzelne Feder.» Die Isolationstheorie bietet dafür aber keine Erklärung — dunkle Federn dämmen genauso gut wie weisse.

Bernd Heinrich vermutet, die weisse Farbe habe vielmehr etwas mit der Tarnung der ebenfalls weissen Eier zu tun: Für eine Sumpfschwalbe wäre es attraktiv, in einem unbeaufsichtigten Moment ein Ei in das Nest einer Kollegin zu legen und dort gratis ausbrüten zu lassen. Doch muss dies im richtigen Moment geschehen. Legt sie es zu früh, wird es rausgeschmissen. Legt sie es zu spät, so schlüpft das Junge später als die anderen und kommt bei der Fütterung zu kurz. Sie muss ihr Kuckucksei also genau dann der Nestbesitzerin unterjubeln, wenn diese ihre eigenen Eier legt. «Dazu müsste sie kontrollieren, ob schon Eier da sind», sagt Bernd. «Wenn das Nest aber voller weisser Federn ist, kann sie das nicht sehen.»

**Von scheuen Bären und Bernds Liebe zum Wald**
Ans Hüttenleben gewöhnt man sich schnell. Wir gehen mit den Hühnern ins Bett und stehen mit ihnen auf, als hätten wir es nie anders gehalten. Am ersten Abend schlafen wir schon kurz nach zwanzig Uhr, und um halb sechs in der Früh streifen wir durch den Wald. Bernd geht in seinen Stiefeln voran, ein bisschen wie ein Bauer, die Hände in den Hosensäcken. Er kennt hier jeden Zweig, er öffnet uns die Augen. Wir sehen die Pfotenabdrücke eines Koyoten im Sumpf. Wir sehen viele frische Elchspuren, «einer ging in diese Richtung, der andere entgegengesetzt, das ist eine richtige Elchstrasse!». Wir sehen Wühlspuren am Boden, die an Wildschweine erinnern. «Gibt es hier nicht», sagt Bernd. «Das war der Bär. Die übernehmen die Funktion der Wildschweine. Somebody has to do the work.»

Bernd liest Spuren wie ein Indianer. Da, Fressspuren des Elchs. Dort, Trinklöcher des Spechts. Darüber, Kratzspuren des Baumstachlers. Das ist eine Art amerikanisches Stachelschwein, das Bernd grosse Sorgen macht: Es klettert auf Bäume, frisst Rinde, beisst Äste ab und bringt so den ganzen Baum langsam zum Absterben. Ein kletterndes Stachelschwein, tönt kurios. Aber wir sollten es noch zu Gesicht bekommen — wie auch all die anderen Tiere, mit Ausnahme des Bären. «Die Bären sind extrem scheu», sagt Bernd. «Ich habe in all den Jahren nur ein einziges Mal einen gesehen.»

Bernd hat das Land hier 1977 gekauft, teilweise gerodet und einen Zuckerahornhain gepflanzt. Eigentlich wollte er mit seiner Familie längerfristig ganz hierher ziehen. Als er realisierte, dass seine Frau Kitty nicht in die Wildnis wollte, trennte er sich von ihr. 1984 baute er seine Blockhütte. Selber. «Ich delegiere nicht gern und tue am liebsten alles selbst» — mit diesem Satz beginnt sein Buch «Ein Jahr in den Wäldern von Maine». Dann zitiert er sein Vorbild, den radikalen amerikanischen Umweltdenker Edward Abbey: «Du musst dir dein Bier selbst brauen, musst deine Glotze eintreten, selbst schlachten, dir eigenhändig eine Hütte bauen und von der Veranda pissen, wann immer dir danach zumute ist.» Bernd hat das alles umgesetzt. Fast alles. Eine Veranda hat er nicht. Wenn er im Wald mal muss, sagt er: «Geht weiter, ich dünge die Büsche.»

**Bernd brät Mäuse**
Der Erwerb dieses Landstücks war für Bernd eine doppelte Heimkehr. Zum einen ist er in dieser Gegend aufgewachsen, seit er elf Jahre alt war. Familie Heinrich ist 1951 aus Deutschland in die USA emigriert und hat in Maine eine alte Farm gekauft, The Old Dennyson Place. Dieser Ort, und vor allem seine Wälder, wurden zu seiner Heimat, und er behielt seine «magische Anziehungskraft» auch während Bernds Wanderjahre in Kalifornien. Sein Vater, der damals wohl der beste Schlupfwespenexperte der Welt war, habe ihn als Kind oft in diese Wälder «zur Schlupfwespenjagd mitgenommen und eine von mir hier gefangene neue Spezies nach mir benannt: Platylabus berndi», schreibt Bernd Heinrich in seiner Autobiografie. Von dieser Art wurde nachher nie wieder ein Exemplar entdeckt.

Zum anderen ist für Bernd das Blockhüttenleben mit einer intensiven Kindheitserinnerung verbunden. Von 1945 bis 1951 lebten die Heinrichs als Flüchtlingsfamilie in einer winzigen Waldhütte in der Hahnheide, einem Naturschutzgebiet dreissig Kilometer östlich von Hamburg. Zu fünft wohnten sie in einem Zimmer — in der Umgebung nichts als Wald. Sie lebten zu einem guten Teil von dem, was sie fanden oder erjagten; Pilze, Beeren, Kleingetier. «Von all den Habseligkeiten, welche die Flucht überstanden hatten, waren Vaters dreissig Rattenfallen die Wichtigsten», schreibt er. «Für ihn gehörten sie zur Grundausrüstung wie für andere Leute eine Zahnbürste.» So fingen die Heinrichs Mäuse, zogen ihnen das Fell ab und brieten sie. Bernd tut dies, zum Schrecken seiner Gäste, manchmal noch heute.

«Für mich war die Hahnheide so was wie ein Urknall für meine Naturbegeisterung», sagt Bernd. «Der Wald befriedigte all meine Bedürfnisse — etwas anderes gab es nicht. Ich wurde angestossen, und seither bewege ich mich auf dieser Flugbahn. Als wir nach Amerika kamen, war ich sofort zurück im Wald.»

Trotz seiner wissenschaftlichen Karriere hat Bernd Heinrich seinen engen Bezug zur Natur behalten. Auch wenn man als Biologe im Labor arbeite, müsse man über das Feldverhalten Bescheid wissen, sagt er. «Wer das Verhalten in freier Natur nicht kennt, kann auch nicht sagen, was ein gutes Experiment wäre. Aber man kann mit zweihundert Studenten nicht gut in den Wald hüpfen, darum setzt man sie an die Mikroskope. Man fängt mit den Molekülen an, nicht mit dem Ganzen. Doch wer nur ein Einzelteil anschaut, sieht oft das Entscheidende nicht.»

Etwas vom Wichtigsten sei, sagt Bernd, dass man der Natur keine Fragen überstülpe. «Zuerst einmal einfach beobachten. Wenn man beobachtet, kommen die guten Fragen von selbst. Wenn man das normale Verhalten kennt, sieht man auch, wenn etwas davon abweicht und darum interessant ist. So war es damals auch mit meinem Raben-Projekt.»

**Wie Bernd seine Raben entdeckte und seine Frau verlor**
An einem kalten Oktobertag des Jahres 1984 sah Bernd Heinrich in der Nähe des York Hill eine Schar Kolkraben, die gemeinsam an einem Elchkadaver frassen. Die Szene fesselte ihn sofort, denn laut damaliger Lehrmeinung lebten Raben paarweise und waren aggressive Territorialverteidiger. Diese Raben hier aber schienen mit lauten Rufen sogar noch weitere Fresser zum Elch zu locken. Wie konnten sie nur so uneigennützig handeln? Augenblicklich beschloss er, das Rätsel zu lösen. Und er löste es. Aber es kostete ihn zehn Jahre härteste Feldarbeit und seine zweite Frau, Maggie. Als er eines Nachts mitten im Winter von einer Woche Rabenbeobachten im Schnee nach Vermont zurückkam, sagte sie nur: «Ich verlasse dich.»

Viele Stunden sass Heinrich bei minus zwanzig Grad in engen Verstecken und beobachtete. Er kletterte auf die höchsten Tannen und beringte Jungvögel. Bei den Bauern und Metzgern der Umgebung besorgte er sich tote Kühe und Schafe und schleppte sie zu seiner Hütte hinauf, oft durch tiefsten Schnee. Insgesamt 135 Kadaver mit acht Tonnen Fleisch legte er für seine Raben aus. «Die körperliche Anstrengung war gross», sagt Bernd. «Aber gleichzeitig verspürte ich eine gewaltige Befriedigung. Die Befriedigung, etwas Neues zu entdecken.»

Am Ende hatte er nachgewiesen: Die Rabengruppen bestehen zum grössten Teil aus unverpaarten Jungvögeln, die noch kein eigenes Revier haben. Mit ihren Rufen locken sie weitere Singles an, denn erst ab einer Gruppengrösse von wenigstens neun haben sie überhaupt eine Chance gegen das adulte Territorialpaar, das jeden Eindringling sofort zu vertreiben sucht. Die jungen Raben teilen also nicht aus Altruismus, sondern aus Egoismus. Ohne die Gruppe, kämen sie an einem Kadaver kaum je zum Fressen.

Mit seinen späteren Experimenten wurde Heinrich zu einem Pionier der heute boomenden Raben-Intelligenz-Forschung. In einem Versuch etwa hängte er ein Fleischstück an einer Schnur an eine Stange. Die Anordnung war so gewählt, dass man das Fleisch nicht direkt anfliegen konnte. Obwohl sie in der Natur sicher nie auf etwas Ähnliches gestossen waren, lösten etliche Raben das Problem, ohne zu zögern: Sie setzten sich auf die Stange, zogen die Schnur mit dem Schnabel Stück für Stück hoch und hielten sie jeweils mit den Füssen fest, damit sie nicht wieder abrutschte. Um nachzuweisen, dass die Raben die Aufgabe nicht bloss durch Herumpröbeln gelöst hatten, griff Heinrich im zweiten Teil des Experiments zu einem technischen Trick: Er manipulierte die Anordnung so, dass man widersinnigerweise an der Schnur nach unten ziehen musste, um das Fleisch heraufzuholen. Nun ergatterte kein einziger Rabe mehr den Happen.

Die Kolkraben hatten sich bei ihren Handlungen also durchaus etwas überlegt. Offenbar sind sie imstande, mit mentalen Bildern umgehen und sich eine künftige Situation vorstellen zu können. Sie können eine Sequenz von Einzelschritten planen, die am Ende zum erwünschten Ziel führt, ohne dass es für den einzelnen Schritt jeweils eine Belohnung gibt. «Für mich ist klar, dass hier Intelligenz beteiligt ist», sagt Bernd. «Beweisen kann ich es nicht.» Beweisen kann man es, streng genommen, nicht einmal bei seinen Mitmenschen. Letztlich lässt sich immer behaupten, ein Verhalten sei zufällig oder rein instinktiv.

«Ich vermute, dass viele Tiere eine Art Bewusstsein haben», sagt Bernd. «Dass sie sich geistig an einen anderen Ort versetzen können, dass sie das Resultat ihrer Handlungen vorhersehen. Affen und Hunde können das sicher. Vielleicht haben auch Kühe eine Art Zielbewusstsein, wenn sie heim in Richtung Stall laufen. Bei Insekten hingegen ist es schwierig vorstellbar.» Das sei letztlich auch eine Frage der Gehirngrösse. Obwohl, wende ich ein, da gibt es doch diese Springspinne, Portia, die bei ihren Beutezügen einzelne Schritte offenbar stundenlang vorausplant. Bernd überlegt. «Könnte mal ein nettes Projekt sein», sagt er. «Es gibt auch Springspinnen hier.»

**Die Drossel ist der Held, der Elch ist der Feigling**
Die Natur ist die grösste Show der Welt, pflegt Bernd zu sagen, und am Nachmittag bietet sie uns tatsächlich eine eindrückliche Aufführung. Wir sitzen in der Hütte und haben gerade unser Gespräch beendet. «Das war meine letzte Frage», sage ich und hebe den Kopf. Vor dem Fenster eine unglaubliche Szene: Keine dreissig Meter entfernt, neben einem Schuppen, steht ein gewaltiger Elch und blickt mich mit erhobener Schnauze an. Sekundenbruchteile später kommt aus dem Schuppen das Wanderdrosselweibchen geflogen, das dort brütet, und hält genau auf diese Schnauze zu. Der Elch bäumt sich auf, macht rechtsumkehrt und rast in den Wald davon.

Ist es wirklich möglich, dass eine Wanderdrossel (70 Gramm) einen zehntausend Mal so schweren Elch (700 Kilo) angreift? Zwar können Vögel unglaublich mutig sein, wenn sie am Brüten sind. Trotzdem beginnen wir an der Heldengeschichte zu zweifeln. Denn Vögel können Menschen und Tiere als Individuen erkennen und wissen genau, wer sich ihrem Nest schon früher gefährlich genähert hat. Zufällige Passanten, und darum dürfte es sich bei unserem Elch handeln, lassen sie in Ruhe. «Vielleicht», meint Bernd, «ist der Elch wegen uns erschrocken und darauf die Drossel wegen des Elchs.» Schwierig zu sagen, es ging alles blitzschnell.

Unterhalb der Hütte ist Bernd derzeit daran, ein zweites Haus zu bauen. Er fragt mich, ob ich ihm helfe — er könne nichts Schweres mehr heben. Wir gehen hinunter und schichten grosse Natursteine für das Fundament aufeinander. Bernd greift, und es überrascht mich nicht, dann doch immer nach den schwersten Brocken.

**Zurück zur Natur, ein Leben ohne Plastik**
Von seinem zweiten Haus erhoffe er sich ein bisschen mehr Privacy, sagt Bernd, es kämen so viele Besucher. Nur sehr ungern unterwirft er sich fremdem Zeitregime. In «Ein Jahr in den Wäldern von Maine» schreibt er über einen etwas lahmen Besuch auf der Hütte: «Als meine Freunde abfuhren, war ich ein Nervenbündel. Ich brachte sie zum Wagen, umarmte sie alle, sagte auf Wiedersehen und lief dann 25 Kilometer. Nachdem ich mich solchermassen entspannt hatte, schüttete ich einen Sack Zement in die Metallschubkarre, goss Wasser hinein und rührte mit einer Hacke um. Dann packte ich den Zement mit blossen Händen zwischen die Steine des Fundaments unter der Hütte. Das gab mir so viel Energie, dass ich gleich den nächsten Sack anrührte — und schiesslich die acht anderen auch noch, sodass die Arbeit vor Einbruch der Dunkelheit getan war. In der Nacht schlief ich wie von Ambrosia trunken.»

«Wenn dann der grosse Crash kommt und alle hungern, ziehe ich hierher, pflanze Kartoffeln und halte eine Kuh», scherzt Bernd. Allmählich stellt sich heraus, dass er es ernst meint. Den Weg will er ausbessern, vielleicht Strom hochziehen, sicher Internet. Im Moment hat er hier oben nicht mal ein Radio. Handyempfang gibt es nicht.

Auch möchte er seine Kinder hier oben erziehen, wenigstens den Sommer über, fern von Elektronik und Plastikspielzeug. Und seine Frau, die dritte inzwischen? Bernd seufzt. «Sie beklagt sich über die Hütte. Ich weiss nicht, ob sie hier leben möchte.» Er selber jedoch spüre, dass er hierher zurückkehren müsse. «Je älter ich werde, desto mehr merke ich, dass diese Gegend mein Zuhause ist.»

**Der Marathonmann, der das Einfache liebt**
Die Ruhe und Inspiration von Camp Believe It braucht Heinrich heute mehr als zuvor. Um sich besser konzentrieren zu können, ging er früher einfach rennen. Seit einiger Zeit geht das nicht mehr so gut, ein Muskel ist gezerrt, eine Achillessehne schmerzt. Es muss hart sein für ihn. Laufen ist seine Leidenschaft, seit er als Sechsjähriger barfuss über die Sandwege der Hahnheide gerannt ist. Mit richtigem Training fing er erst an, als er auf die vierzig zuging. Ein Freund hatte ihm eingeflüstert, er könne einen Marathon unter 2:30 schaffen. Noch am gleichen Tag begann Heinrich zu trainieren. Als ihm ein Arzt wegen eines degenerierten Knorpels zum Aufhören riet, ignorierte er Schmerzen und Warnung: «Ich stellte mir einfach vor, wie ich dieses kleine Stück Knorpel durch verstärktes Laufen langsam, aber sicher zu Pulver zerrieb.» Das Knie hielt. Seinen ersten Marathon schaffte er in 2:25.

Darauf verlegte er sich auf noch grössere Distanzen. Er trainierte nach eigenen Methoden, verzichtete auf Firlefanz wie Energieriegel und Pulsmesser. Am 4. Oktober 1981 kam sein grosser Tag: der Hundertkilometerlauf von Chicago. Bernd Heinrich, 41 Jahre alt, ohne Socken, sich ausschliesslich von Preiselbeersaft ernährend, gewann das Rennen mit einer Dreiviertelstunde Vorsprung und in amerikanischer Rekordzeit. Weitere Rekorde folgten — jene über hundert Kilometer, hundert Meilen und zwölf Stunden auf der Bahn hält er noch heute. Über seine Erfahrungen schrieb er ein Buch, das zum Bestseller wurde. Er verficht darin auch die umstrittene These, der Mensch sei einst ein «Ausdauerräuber» gewesen, zum Laufen geboren. Dank Fellverlust und Schweissdrüsen hätten wir ein hervorragendes Kühlsystem, das unseren Vorfahren erlaubt habe, ihre Beutetiere in der Hitze des Mittags zu Tode zu hetzen.

Es ist das Objektive, das Bernd gefällt — in der Wissenschaft wie im Sport. «Laufen ist sauber, einfach und elementar», sagt er. «Es geht immer nur darum, in kürzestmöglicher Zeit von A nach B zu laufen. Niemand kann dabei täuschen oder tricksen.» Das Einfache liebt er auch in der Küche. Einen Brotteig macht er in weniger als fünf Minuten. Manche Kochbücher würden mit ihren ausgeklügelten Rezepten das Brotbacken «wie eine Art Voodookunst behandeln», schreibt er. «Ich bekomme Kopfweh, wenn ich so ein Kochbuch nur schon sehe.» Entsprechend schaut er skeptisch, als wir in seinem Holzofen Zopf backen: Wozu denn all die Butter? Das simple Konzept der Rösti, die wir zum Znacht machen, scheint ihm hingegen zu gefallen.

**Es gibt keinen Gott — Bernd will eine Epidemie**
Am nächsten Tag machen wir einen letzten Waldgang mit Bernd. Unter einer Spechthöhle setzen wir uns auf den Boden und warten auf den Yellow-bellied Sapsucker, zu deutsch Gelbbauch-Saftlecker. Doch der Specht kommt nicht, wahrscheinlich sind wir zu nahe dran. Dafür haben wir ein gutes Gespräch.

Bernd ist entsetzt darüber, dass man jetzt in dieser Gegend Windmühlen aufstellen will. «Hier ist die Natur noch intakt — das ist eine der wildesten Gegenden von Maine», sagt er. Das Problem liege in den Städten. «Maine könnte wahrscheinlich allein von seinem Holz leben. Aber die Städte brauchen viel Strom. Wir müssen hier Windmühlen aufstellen, um die Probleme von Boston zu lösen. Und die Städter spüren das Problem nicht einmal. Sie haben es exportiert.» Dasselbe geschehe auf globaler Ebene mit dem Öl. Früher sei eine Zivilisation zugrunde gegangen, wenn ihr die Ressourcen ausgingen. «Heute importiert man die Ressourcen einfach und macht so aus dem lokalen ein globales Problem.»

Ich frage ihn, ob er an das Überleben der Menschheit glaube. «Es gibt viel zu viele Menschen», antwortet er. «Wir werden die Bevölkerung drastisch reduzieren müssen, ich weiss nicht wie. Ich bin ein bisschen zynisch und sage manchmal, eine grosse Epidemie wäre das Beste.» Die Zivilisation, wie wir sie kennen, werde wohl früher oder später verschwinden. «Dass der Mensch ganz ausstirbt, glaube ich aber nicht — dazu ist er zu anpassungsfähig. Nun ja, die Leute von Boston werden vielleicht aussterben!» Jetzt lacht er herzhaft. «Aber in den Wäldern von Maine könnten durchaus Leute überleben und sich zum Beispiel von Elchen ernähren. Man muss bedenken, dass die Wildpopulationen explodieren werden, wenn es nur noch wenige Menschen gibt.»

Ich frage Bernd nach einer Stelle in seiner Autobiografie. «Das Leben begann vor vier Milliarden Jahren», heisst es da, «und in Wahrheit hat es keinen Anfang und kein Ende. Leben ist nur ein endloser Prozess der Stoffumwandlung.» Ist das wirklich alles? Kein Sinn in Sicht, nirgends? «Das Leben dient keinerlei Zweck», sagt er. «Es gibt nicht den geringsten Hinweis auf ein höheres Wesen, das hinter allem steckt. Für mich genügt es zu wissen, dass ich Teil eines Ökosystems, Teil einer Gesellschaft, Teil des Lebens bin. Das Leben ist so fabelhaft wunderbar und komplex und spannend, dass ich mir nichts Grossartigeres vorstellen kann.»

Und was ist mit der Religion, die doch in der Evolution eine wichtige Rolle gespielt haben muss? «Die Religion ist Teil der menschlichen Anpassung, genau gleich wie zum Beispiel der Blinddarm. Die religiösesten Stämme waren die siegreichsten, weil sie den grössten Zusammenhalt hatten.» Deshalb habe sich Religiosität in der Evolution durchgesetzt. «Aber das heisst nicht, dass ich heute eine Religion will oder brauche, genauso wenig wie ich heute einen Blinddarm will oder brauche.»

**In der Zivilisation gibt es nicht mal Bier**
Die Zeit des Abschieds ist gekommen. Bernd schaut ein wenig gequält. Er muss zurück nach Vermont, die Familie und die Universität rufen. «Aber ihr, ihr könnt bleiben, so lange ihr wollt!» Wir bedanken uns. Und bleiben. Zunächst machen wir uns etwas Sorgen, all die Tiere könnten nun ausbleiben, nachdem Bernd nicht mehr da ist. Doch spätestens am nächsten Morgen, als wir um fünf Uhr von einem metallischen Hämmern geweckt werden, wissen wir, dass die Sorge unberechtigt war: Der Saftleckerspecht, gestern noch ganz scheu, trommelt mit voller Wucht auf das Dach unserer Hütte. Mit seinem Radau will er der Konkurrenz zeigen, was für ein Kraftprotz er ist. Rattattattattaaa, rattattattattaaa — es tönt wie in einem Stahlwerk.

Es ist nicht alles so einfach, wie es aussieht. Bernd macht mit zwei Holzscheiten in zehn Minuten Kaffee. Wir brauchen mindestens eine halbe Stunde, und mehrmals verqualmen wir die ganze Hütte. Manche Scheite kann ich trotz grösstem Kraftaufwand nicht zerkleinern. Bernd hatte noch die dicksten Prügel mit einem einzigen, scheinbar mühelosen Axtschlag gespalten. Auch beim Wasserverbrauch, den er mit zwanzig Litern pro Woche angibt, können wir nicht ganz mithalten: Wir waschen uns manchmal doch gerne ein klein wenig gründlicher.

Was die Natur betrifft, so sind wir gute Heinrich-Schüler. Es ist auch nicht besonders schwer, um die Hütte geht es manchmal zu wie in einem Kleintierzoo. Ein riesiger Helmspecht kommt vorbei und nascht Ameisen von den Bäumen. Eines Morgens steht eine wilde Truthenne mit neun frisch geschlüpften Küken buchstäblich vor der Tür; mehr als eine halbe Stunde schauen wir ihnen durchs Fenster zu. Beim Wasserholen am Brunnen schrecken wir einen Baumstachler auf, bei einem Ausflug sehen wir von Nahe eine Strumpfbandnatter und von Weitem einen Kojoten, der durchs Gras streift.

Auch den wunderschönen Rubinkehlkolibri bekommen wir zu Gesicht. Ich hatte immer gemeint, Kolibris gebe es nur in den Tropen. Tatsächlich ist dies die einzige Kolibriart so weit im Norden der USA, wo es keine Blüten mit Nektar gibt. Überleben kann der Rubinkehlkolibri nur dank Freund Specht, dem Gelbbauch-Saftlecker. Der bohrt, wenn er nicht grad Metall bearbeitet, Löcher in Birken und Zuckerahorn, um an den süssen Saft heranzukommen. An diesen Quellen bedient sich, nebst vielen anderen, auch der Kolibri.

Der Abschied vom Camp Believe It fällt uns schwer. Umso mehr, als unser nächstes Hotel in Portland steht — einer hässlichen Hafenstadt. Der Zivilisationsschock ist grösser, als erwartet. Asphaltwüsten und Autokolonnen sind die bleibendsten Eindrücke. Der Tiefpunkt ist erreicht, als sich der Kassier eines Supermarktes aus Gründen des Jugendschutzes weigert, uns 35-Jährigen Bier zu verkaufen. Geweckt werden wir hier, in aller Hergottsfrühe, von startenden Flugzeugen. Wir wünschen uns unseren Specht zurück.

*Bücher von Bernd Heinrich:
«Summer World. A Season of Bounty», HarperCollins, New York 2009
«Laufen. Geschichte einer Leidenschaft», List, Berlin 2008
«The Snoring Bird. My Family’s Journey through a Century of Biology»,
HarperCollins, New York 2007
«Mind of the Raven. Investigations and Adventures with Wolf-Birds», HarperCollins, New York 1999
«Die Seele der Raben. Eine zoologische Detektivgeschichte», Fischer, Frankfurt am Main 1998
«Ein Jahr in den Wäldern von Maine», Fischer, Frankfurt am Main 1997*